

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1927

75 (30.3.1927) Die Mußestunde

des gefährlichen Gebietes hielt, sei schon ein Zeichen des langsamsten Antriebs. Ist denn wirklich so? fragt Dr. Decker in dem neuen Kosmosbändchen „Planeten und Menschen“ (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart; geb. 1.50, geb. 2.40) und er antwortet darauf: Wenn blonde Europäer im tropischen Afrika ihre bloßen Hände und das Gesicht unvorsichtig der Sonne aussetzen, so bilden sich in kurzer Zeit Blasen auf dieser Stellen. Ein Neger darf das ungestraft tun, weil seine Haut braun ist. Was ist aber auf die Haut des Weißen wirkt, ist nicht die Wärme der Sonnenstrahlen, sondern die Ueberfülle des Lichts. Licht und Wärme der Sonnenstrahlen ist zweierlei. Der Neuling auf Gletscherwanderungen erlebt dieselbe Hautschädigung; auch hier ist es das ungewohnte, an kurzwelligen ultravioletten Strahlen reiche Licht, das schonungslos die Haut zerfetzt. Färbt man vor einer Gletscherwanderung seine Haut braun — etwa mit Fälscherbeize —, so bleibt die schädliche Wirkung aus. Die Haut sommerprofiger Menschen bleibt im Hochgebirge an den braun geprentelten Stellen unversehrt, entzündet sich nur an den hellen farblosen „gelunden“ Stellen. Die braune Farbe ist also an sich ein Schutz. Bekanntlich bräunt sich die Haut nach Sonnenbädern oder nach Bestrahlung mit „künstlicher Höhen Sonne“, d. h. ultraviolettem Licht. Der Körper schützt sich dadurch gegen die weitere Wirkung des Lichts. Die braune Reizerfarbe ist also eine Anpassung an die tropische Lichtfülle.

Ein Haus in 4 1/2 Tagen. In England wurde kürzlich für einen Hausneubau ein Betonaut-Verfahren erprobt. Nach den Arbeiten des „Neubau“ waren die Grundmauern in Eisenbeton an einem Mittwoch vormittag fertig. 35 Arbeiter waren in drei Schichten Tag und Nacht beschäftigt. Am Freitag war der Keller fertig mit einer Decke versehen und waren die Stahlbetondeckungen zum Anbringen des Gussbetons für das erste Stockwerk angebracht. Am Montag konnte das Haus bezogen werden. Die Gesamtkosten mit Ausnahme des Bauplatzes belaufen sich bei diesem Hause auf 7000 M. Dieser Versuch zeigt vor allem einmal wieder, wie sehr durch rationelle Bauweise unter Verwendung von modernen Arbeitsmaschinen an Baukosten gespart werden kann. Auf diesem Wege zur Verbilligung des Wohnhauses sind wir in Deutschland aber leider noch nicht weit. Den ersten größeren systematischen Versuch finden wir in Frankfurt a. M. mit seiner neuen „Hausfabrik“.

Bücherschau

Sämtliche hier verzeichneten Bücher sind durch die Volksbuchhandlung, Adlerstraße 4a, Karlsruhe zu beziehen.

Electro-Kalender 1927. 64 Blatt auf Kunstdruck, 3 T. mehrfarbig. Preis 3 RM. Französisch Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. — Die Elektrizität ist als jüngster großer Wirtschaftsfaktor auch der fortschrittlichste. Immer tun sich ihr neue Möglichkeiten auf. Jetzt hat sie sich auch den Kalender als Werbemittel erobert. „Electrokalender“ heißen, den die Electricität in Form der „Electrokalender“ heißen, den die Französisch Verlagsbuchhandlung, Stuttgart (Preis 3 RM.) herausgibt. Der Gedanke, in dieser hochstäblich allmählichen Weise auf die Spannungen der Elektrizität hinzuweisen, ist originell und geschmackvoll durchgeführt. Die elektrische Kraft in allen Formen in Fabrik, Werkstatt, Haushalt und Natur ist der Gegenstand täglicher Betrachtung, ansprechend unterstützt durch einen klaren, knappen Begleittext. Dazwischen sind wie eine luftige-ernste Raune Bilder aus elektrisierungslosen Zeiten eingestreut. Als lehrreich-unterhaltender Wandschmuck ist er Schulen, Fachschulen, Fabrikräumen, Werkstätten, Bureaus und Haushaltungen zu empfehlen.

Noda Noda, Gift und Galle (No-No-Gi-Ga). Kart. 3 M. in Ganzleinen gebunden 4 M. Eugen-Verlag G. m. b. H. Magdeburg. — Ein gefährlicher Titel. Doch laßt er nicht zu viel. Dies gelb-grüne, schon äußerlich giftig-gallige Buch trägt sich nicht zu Unrecht. Die volle Schale seines Hornes sieht Noda Noda hier aus über unsere Zeit und ihre Menschen. Bekannte Satiren wechseln in unterhaltender Fülle mit kurzen, scharf pointierten (nicht immer ganz satirischen) Schmähungen, besinnlichen Gleichnissen, fröhlichen Schmurren; und das alles — bis auf das letzte Komma mit meisterhafter Treffsicherheit hingeleitet, erzählt und vorgelesen — verbindet sich zu einem Gesamtbild von tiefer Eindringlichkeit und härtester Aktualität. Kein Zweifel: was Noda in diesen 68 Kabinettstücken anekdotischer Erzählungskunst darstellt, ist, illusionslos gegeben, die Wirklichkeit. Jede Seite dieses interessanten Buches weist Bände professioneller Weisheit auf, ist ein lebendiges Kapitel Kulturgeschichte — amüsanter und ernst, schonungslos.

Schriftleiter: Hermann Winter. Verlagsdruckerei Volksfreund G. m. b. H. Karlsruhe, Lufsenstraße 24.

los und lächelnder Güte voll, modern und doch von bleibender Bedeutung. Kurz, hier ist es, das satirische Buch der Zeit!

Märzheft der „Koralle“. In die weite Welt hinaus führt alle Freunde von Natur und Technik wiederum das neueste Heft der „Koralle“. Unerleichlich schön sind die Aufnahmen von den großen Wasserfällen der Erde, vom Wunderland Alaska und vom Baumwollbau. Eine ausserordentliche Zwergbevölkerung lernen wir auf den Andamanen-Inseln kennen, an neuen Kolonialstrassen aus Fremdart und Cileaco leben wir die technischen Fortschritte im Zornhausbau, und wundervolle Photographien zeigen uns den kalifornischen Kondor, einen der Riesen des Tierreichs, die im Untergang begriffen sind. Eine interessante technische Abhandlung über die Kraft des Windes, Bilder von neuen Frühlingspflanzen und ein illustrierter Aufsatz über die Bekämpfung des Alters ergänzen den Inhalt dieses unterhaltlichen Magazins.

Rätsellecke

Rätsellösung

	n	i	s			
e	r	o	s	t	e	m
i	g	e	n	t	e	n
e	s	g	l	a	n	b
m	e	n	r	e	s	t
t	e	n	i	s	t	e
d	u	w	a	s	t	e

Rätsel

Dem Kapitän gehört es an: Doch niemals hat's der Steuermann, Der Vollmatrose, Mat. — Der Leichtmatrose nennt es sein. Der Schiffszug? Ja. Der Bootsmann? Nein. Nun, lieber Leser, rat!

Rätsel-Auflösungen der Nummer der letzten Woche

Widerrätsel. Verzlich hassen, mündlich lieben, ist der Menschen meistes Leben. Wechsellästel. Alm, Elm, Im, Oim, Uim. Richtige Lösungen fanden ein: Adolf Weiser, Julius Grimmer, Frau Anna Schildhorn, Erna Pellian, Karlsruhe. Nachtrag der Lösungen der Nummer der letzten Woche: Karl Angerer.

Witz und Humor

Verständigung. „Geben Sie einem armen Blinden eine Mark.“ „Sie sehen ja auf dem rechten Auge.“ „Also geben Sie 50 Pfennig!“ („Kaiser“, Stockholm). Einheitspreis. „Ich sah gerade, wie sie meine liebe Schwester küßten.“ „Hier hast du 50 Pfennig, mein Junge.“ — „Hier sind 20 zurück; ich nehme immer nur 30 — von allen.“ („Tits-Bits“). Fünfzehnjährig. Paul (im Kino): „Kiel mal in die Loge, da sitzt Willi, — wat der sich inbildt mit seine eene Braut!“ Wann ist Frühling? Frühling is, wenn die Blumen sprechen. — „Quatsch, Frühling is, wenn Mama Papas Kontorläusein rauschmeißt.“ Wunder des Werdens. An einem Körbchen mit jungen Kätschen und ihrer Mutter erklärt ein Zehnjähriger seinem jüneren Kameraden mit Ueberlegenheit: „Die kleinen Kätschen sind aus der großen Kasse herausgekommen!“ — Da ruft der Vierjährige höchst erstaunt: „Was?! Mäule, die frisst sie, und Kätschen kommen heraus?!“ Die liebe Orthographie. Paulchen soll der Großmama, die sich zum Besuch anmeldet, einen Willkommenarus schicken. Der Kleine schrieb: „Liebe Großmama, ich freue mich schon sehr auf dich, der Papa sagt immer, ich sebe dir Unachueier ähnlich, Viele Grüße. Dein Paul!“

Die Ruhezstunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

13. Woche

Karlsruhe, den 30. März

1927

Erste Knospen

Erste Knospen regen sich An winterlichen Zweigen, Still in Frost und Nebelhauch In dem trüben Schweigen.

Geh im Dämmererau vorbei Und seh' die Knospen schwellen — Zählstas fast mich Sehnstuch an Nach dem Lens, dem hellen.

Wie ihr in Verborgtheit Euch mutig ringt ins Leben — Unterstand sollt ihr mir sein: Sollt mir Hoffnung geben!

Hedda Wagner.

Frühlingsanfang

René Schidole

Und es regnete wieder in Strömen. Unter Haus war eine Arche, das Wasser strömte Tag und Nacht über den Garten. Rumpelstilzchen aus der Stadt, die bis in unsern Wald gelaufen kamen, um die Taube mit dem Delzweig womöglich in ihrem Nest anzuküßeln, blieben hundertmal steden, verfanteln bis über das Schutwerk im Boden. Im Wald aber war ein Bausen wie von der herannahenden Sintflut. Nachts sah man weder Mond noch Sterne. Wir schliefen in der großen Stimm des Waldes und erwachten in ihr. Es war nicht jene Stimme, wie sie im Sommer spricht, und die beswegter, wärmer und noch im Sturm sanftmütiger klingt als die ebene Stimme des Meeres, nein, sie war eintönig wie ein riesiges Trommelfell, auf das es regnet, eine taube, traurige Winterstimme.

Eines Morgens — es war der Morgen eines Märstages — erwachte ich von einer seltsamen Liebföngung: einer dufenden Brise, wie sie im Mitteländischen Meer pöflich von Afrika herüberweht, einer ganz klaren Morgenröte, wie sie mich einmal anrührte, als ich ihr durch die Lufe meiner Kabine die Stirn entgegenhob und unter ihrer Berührung auch ich zu lingen begann gleich jener Küste einer griechischen Insel, der leichten Lichtorgel, an der das Schiff langsam vorbeilagit. Von so etwas mühte ich mich lgeträumt haben. Dann erst vernahm ich Kinderlachen aus dem Garten, das Sonne um sich verspritzte, und eilige, auffallend klangoolle Schritte, die plötzlich, als sie den Kies der Terrasse betreten, ebenfalls zu einem Lachen wurden.

Ich sprang aus dem Bett und stieß die Fensterläden auf. Da sah ich so, mächtig, als hätte ich es not nie gesehen, da sah ich zum erstenmal einen blauen Morgen, den Sohn des Himmels, mit der grünen, blühenden Erde vermählt! Alle Vögel des Waldes sangen bei uns in der Höhe, alle Hähne krähen im Tal, und als die Morgenluden zu läuten begannen, war es mir so klar wie dieser Tag, daß kein Sakrifikan und kein Dorfritrs an ihrem Seile hing, sondern daß sie es ganz allein unternommen hatten zu läuten, den Frühling einzuläuten und Himmelsbläue auf die Erde zu schleudern und aus den Wiesen und Wäldern den Tau in den Himmel.

Seltdem ist es Frühling. Blühende Wellenbänge, Schlüsselblume, Anemone. Im Wald gibt der Specht Signale auf seiner kleinen Holztrommel. Die auten. Das es Ernst sei! Daß man diesmal auf den Frühling bauen könne! Und hört nur, da antwortet der Himmel mit dem ersten Gewitter, seinem Ehrenwort, daß der Winter zu Ende. (Mit beson-

derer Erlaubnis des Kurt Wolff-Verlags, München, dem Romanwerk „Ein Erbe am Rhein“, von René Schidole, entnommen.)

Zu Johannes Brahms 50. Todestag

3. April 1927

Die musikalische Welt begeht dieses Jahr in kurzem Abstand das Gedächtnis zweier der Größten aus dem Reiche der Tonkunst; am unlängst verstorbenen 26. März, dem 100. Todestag Beethovens und nun heute das vor 30 Jahren erfolgte Ableben Johannes Brahms. Man könnte sich verucht fühlen; diese Nachbarschaft der Daten ein Samhail zu nennen, ein Symbol der Parallelen beider Weisensart, beider Ueberzeugung und Produktionsweise. Auch die Meinung Bülowens, jenes berufensten Interpreten aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dieser beiden Meister, der, indem er das Wort von den drei großen B's prägte (Bach, Beethoven, Brahms) und damit das Empfinden seiner Epoche aussprach, scheint uns diesen Symbolismus zu bestätigen.

Der weitere Verlauf der Musik resp. des musikalischen Hörens hat jedoch gezeigt, daß die trennenden Züge zwischen den künstlerischen Persönlichkeiten Beethovens und Brahms größer, daß die psychologischen Divergenzen, die Verschiedenheiten der diese bedingenden Art der Einstellung zum Leben, als ethischen Phänomenen, beträchtlicher sind, als überkommene, autoritätsläubige Form des Urteils uns erscheinen lassen mag.

Bei der Untersuchung dieses Sachverhalts erweitert sich die Maxime Rubinssteins, nach welcher die künstliche Entwicklung eines Volkes der politischen parallel geht, mit ihr loszulassen in dem Verhältnis der Wechselwirkung steht, als äußerst fruchtbar. Wir leben da, daß die Brahmsche Produktion in die Zeit nach 1848 fällt. Diese Epoche bedeutet im Vergleich zu der Beethovens, mit ihrem Hauptereignis der großen Revolution, ohne Zweifel eine solche, reaktionärer Einschränkung der Freiheit individueller, geistiger Entfaltung. Das Deutschland Weimars trat wieder einmal zurück hinter das Deutschland Potsdams. Was sich dieser Wendung nicht anschließen konnte oder wollte, mußte entweder im Ausland leben (wie seit 1849 Karl Marx), oder griff instinktu zu dem Mittel einer Erbschaftsaktion. Darunter ist das Freiwerden produktiver Triebkräfte auf anderen, als ihren ursprünglichen Gebieten zu verstehen. (Beispiele im Leben des Individuums liefert die Psychoanalyse.) Die Kunst wurde in diesem Fall entweder jumbolisch-nationalistisch (Wagner mit seinen Nibelungen). Man versteht nun, daß Schopenhauers Hauptwerk, das schon 1818 erschienen war, seine größte Wirkung erst in dieser Epoche, politischen Aufstiegs und gleichzeitigen kulturellen Niederganges haben konnte. Man begreift auch die Zeitströmung des Pessimismus, der schwärmerisch-mystischen Wagnererei, mit ihrem in Tristan und Parsival kulminierenden Asketenideal, als Reaktion der defizienten Geistigkeit auf die fabeltraffende Gewaltpolitik der damaligen Zeit.

Nur ein Einziger, wenn man von den Führern und Vertretern des politischen Freiheitsideals, wie Lassalle, Liebknecht, Bebel usw. absteht, reagierte im positiven Sinne auf die damaligen Zustände, nämlich Nietzsche. Dieser war es denn auch, der den viel mißverstandenen Anspruch von „Brahms Melancholie des Unermögens“ tat. Es ist ohne weiteres klar und für jeden der die Kriterien der Nietzsche'schen Umwertungslehre kennt selbstverständlich, daß Nietzsche hier Brahms nicht etwa den Vorwurf der Unproduktivität machen will, sondern nur die Absicht hat, damit die Einstellung von Brahms Weltanschauung und seiner daraus resultierenden Kunstauffassung zu charakterisieren. Ich erinnere hier an die treffliche Parallele zwischen Wagner und Bizet in Nietzsche's „Der Fall Wagner“. Derselbe hat in diesem Falle einen eminent scharfen Blick für die Zusammenhänge zwischen politischen und kulturellen Tat-

toren erwiesen. Was er in seiner „Götterdämmerung“ aus- sprach, und was damals als unerhörtes Paradoxon angesehen wurde, ist heute im Begriff, sich nach und nach zur allgemeinen Form des Urteils umzubilden.

Die damals unüberbrückbar erscheinenden Gegensätze zwischen Brahms und seinen künstlerischen Zeitgenossen sind uns heute so gut wie bedeutungslos geworden. Heute heißt es nicht mehr Brahms oder Wagner, Brahms oder Liszt, Brahms oder Bruckner, sondern nur noch Brahms und Wagner und Liszt und Bruckner. Wie die Entwicklung modernen Hörens gezeigt hat, daß Liszt höher zu werten ist als Wagner, so führte sie uns auch andererseits zu dem Resultat, daß Brahms nur einen Teil des Beethovenischen Erbes, diesen allerdings in eigener Weise verarbeitete. Es sind einerseits der rhapsodische Glanz, andererseits die entsagungsvolle Konzentration die Brahms von Beethoven übernommen und in seiner Weise ausgebaut hat.

Wahrscheinlich ist ein Vergleich Brahms mit Beethoven verhältnismäßig nabelingend, so wird ein solcher fast unmöglich, wenn wir die total veränderte Art der Auffassung mit derjenigen Brahms in Beziehung setzen wollen. Wer kann kurz und erschöpfend den vollen Bestand der Moderne rekonstruieren, wer kann ohne die größtmögliche subjektiven Empfindens dem historisch festgelegten Bild ein solches aus jener Zeit gegenüberstellen. Vielleicht ein Phänomen, wie Ostar Vie. Im übrigen leben wir den Dingen noch viel zu nahe, um die Wagner, Meyer, Albert, Strauß einerseits, mit den Strawinsky, Hindemith, Krenek, Schönberg andererseits um nur einige der Bedeutendsten zu nennen, überhaupt noch mit einem Blick übersehen, auf einmal im Gesichtsfeld haben zu können.

aber noch auf Bege. Brahms wird uns noch lange als einer der reichsten und interessantesten Ausläufer des Beethovenischen Klassizismus erscheinen. Seine Kammermusik, seine Violinsonaten, seine Klavier- und Orchesterwerke werden noch lange einen Bestandteil unserer Konzertprogramme bilden.

Es wäre möglich, daß man sich seiner noch mit Dankbarkeit erinnert, wenn die poligonale Experimentatorik unserer Tage schon längst der Vergessenheit anheimgefallen sein würde.

Nur ein kleines Mißverständnis

(Nach einer Idee Aristi Avertichentos) Von Werner Peter Larsen

Ich gehöre nicht zu den Körglern, nein, gewiß nicht — ich meine zu dieser bedauernden, von einem extra Spezialteufel verfolgten Sorte Menschen, die an allem und jedem etwas zu bemängeln und bemängeln finden; desungeachtet aber bin ich gewiß, daß ein jeder, der im Leben gereift ist und dabei unter Schutz des Hof hinausgelangt ist, mit schmerzhaftem Aufstöhnen und lästigen Worten, im fremden Lande unter Menschen zu leben, deren Sprache uns ein Dieratslophetert mit sieben Siegeln ist, — wie man sich ein Vorhaben davon zu fangen! — denn der Mißverständnisse und Verwicklungen, die nicht ausbleiben können, ist Legion, und man kann eigentlich noch von Glück sagen, wenn sich zum Schluß alles einigermassen in Frieden und Wohlgefallen auflöst.

In diesem Zusammenhang fällt mir ein: Während meines ersten Berliner Aufenthaltes, als ich kein Sterbenswörtchen Deutsch verstand und auch sonst völlig fremd war, war ich durch Zufall in eine Art Pension geraten, deren Betrieb sich, wie mir schien, über drei Stadtwerte ausdehnte. In den ersten Tagen eines alles noch Neues, zumal ich mich um keinen Menschen kümmerte und völlig zurückgezogen lebte. Als und zu wollte es mir zwar scheinen, als sei das dauernde Kommen und Gehen, Köpfen und Wispern, die ganze Nacht hindurch bis zum Morgenstunden, mit dem nachdrücklichen Ruhebedürfnis normaler Pensionäre, wie ich sie sonst gewohnt war, nicht ganz im Einklang zu bringen, aber — was wußte ich schließlich vor den Berliner Gewohnheiten und vor allem von dem berühmten Nachsehen, dessen sinnbetreffend-n Geheimnisse zu uns in unserer dummen russischen Provinz natürlich nie gedrungen waren!

Mit diesen Erwägungen trostete ich mich über die Anarisse auf meine Nachtruhe hinweg, bis sich nach einigen Tagen ein Vorfall ereignete, der dem ganzen bisherigen Dösel mit einem Ruck ein völlig anderes Aussehen gab.

Als ich eines Nachmittags die Treppe hinunterstieg, und gerade im Begriff war, den Treppenschlüssel im ersten Stock zu stecken, öffnete sich dort unerwartet ein Tür, und in ihren Rahmen schaute ein zwar nur halbwegs- bekanntes, sonst aber durchaus nicht unangenehm wirkendes Wesen, das mich verführerisch anblickte, sich ohne zeitraubende Einleitungen in meinen Arm schlangte und gleichfalls alle Miene machte, mich am Rückarmel in den hinter ihr dunklen Flur hineinzuziehen.

Im ersten Augenblick war ich von diesem unerwarteten Ueberfall so verblüfft, daß ich auch denn nichts zu sagen vermochte hätte, wenn meine Sprachkenntnisse es erlaubt hätten. Bald aber hatte ich die Kollona wieder gewonnen und war, trotz meiner sonst prächtigen Bescheidenheit beinahe schon im Begriff, einen Schritt in der Richtung des dunklen Flurs zu machen, als ich im letzten Moment doch noch rückte — Halt, Mißverständen!

Da war es nun also, eines dieser geheimnisvollen, verlockenden Abenteuer der großen Welt, das ich mit im tödlichen Stummstun der russischen Kleinstadt zu unangenehm Malen als Fate Morgana vor die dürstenden Sinne gesaugert, — da stand es nun und wachte mich beherrlich, schon fast ein wenig unbeduldig, am Kermel, — was war es ich eigentlich noch? Nun, ich will es ganz offen lassen: ich bin durchaus kein Feinsinn, wirklich nicht, und ich fürchtete auch keineswegs etwas für mich, sondern einzig und allein für dieses sorte, vertrauensselige, offener noch reichlich weiltrende Gesicht: da vor mir, als ich mir hinstarrte die Frage vorleiste: Doch was denn weiter? Was nun, wenn man uns womöglich in Florenz erwischte und sie, bevor noch die Sonne wieder am Himmel aufging, in einem solchen Sad bereits drinnen am schimmigen Gründe der Sree herumlag, wo weder Mond noch Sterne hinstahlen? Hatte der Kollege Pierre Lofi nicht mehrfach derartige unangenehme Geschehnisse vom Bosphoros berichten müssen? Oh, hm...

Durch diese Erwägungen einigermaßen erleichtert, machte ich mit langsamem Zusage meinen Rückarmel frei, winkte der häßlich bitter enttäuschten Verführerin noch einen lästigen Gruß

zu und eilte Hals über Kopf die Stufen hinab, um gerade noch zu hören, wie zwei häßliche Burtschen, denen ich soeben begegnet war, Freunde des Hauses anscheinend, meine junge Dame auf der Treppe bereits bei ihrem Vornamen und mit großem Hallo begrüßten.

Einige Tage darauf mußte mir, während ich bebaglich mit einem Landsknecht besprachen sah, der Eitelkeitsstiefel — auch bei Männern gibt es das! — ins Gesicht springen, der mich umdickte und zwackte und mir seine Ruhe ließ, ehe ich nicht die ganze Gesichtseite von Anfang bis zu Ende zum Seiten gegeben hatte.

Ich habe schon alle möglichen Menschen gesehen hören, und ich sage selbst oft und, wie glaubhaft versichert wird, nicht einmal gerade Lüge. Aber das, was ich hier zu hören bekam, bevor ich eigentlich mit dem Bericht fertig war, das war schon kein Lachen mehr, das war auch kein Gebrüll, sondern bestenfalls etwas wie das Gewieher eines Rudels von tollgewordenen Hengsten.

„Ich weiß gar nicht, was da so laufen ist,“ sagte ich achselzuckend. „Es ist doch ganz bekannt, daß gewisse Männer bei den Frauen eben mehr, andere aber weniger Erlöse haben. Deshalb braucht man doch nicht...“

„Wissen Sie denn überhaupt, was es mit jenem Quartier auf sich hat?“ fragte einer meiner Landsleute, als er sich endlich ein wenig beruhigt hatte.

Und er neigte sich zu mir hinüber und flüsterte mir ein Wort ins Ohr, das mich — als stüttemen Finsternis, der ich nun einmal bin, — bis zu den Haarwurzeln erlösten machte.

„Unmöglich!...“ rief ich entsetzt. „Ich wohne doch schon seit einer vollen Woche da...“

„Ja, ja, und Sie leben immer noch! In einer Stadt, wie Berlin, kann einem Fremden so etwas leicht passieren.“

„Nein, aber das ist ja nachgerade unerhör! Wie wieder sehe ich meinen Fuß über die Schwelle! Wie? Und mir kein Sterbenswörtchen zu sagen, als ich das Zimmer mietete? Na, mit der Wirtin werde ich einmal Traktat reden!“

Wutentbrannt stürzte ich aus dem Lokal hinaus und in der Richtung meiner Wohnung davon, aber an der nächsten Straßenecke schon stießen meine Schritte, denn mir war erst jetzt eingefallen: wie in aller Welt sollte ich mich denn überhaupt mit diesem Schenkel von Wirtin auseinandersetzen? Sie sprach kein Wort Russisch und ich kein Wort Deutsch; nirgendes war da eine Hilfe der Verständigung. Dennoch aber mußte es doch einen Ausweg geben! Und, siehe da, während ich noch zimmig alle möglichen Kombinationen erwas und im selben Augenblick auch schon verwarf, fiel mein Blick plötzlich zufällig auf das alte Hühnerweibchen, das einige Häuser von meiner Wohnung entfernt Streichhölzer und Zigaretten selbst bot und, wie ich feststellte, hatte, einige Broden Russisch redend — genau immerhin, um sich zur Not mit ihr verständigen zu können.

„Nein, Großmutter,“ sagte ich, „Zigaretten brauche ich nicht; aber wenn Sie mal mit mir mitkommen wollten, — gleich hier nebenan — und meiner Wirtin das auf Deutsch erklären, was ich Ihnen auf Russisch sage, dann sollen Sie von mir recht ein Zwaimarkstück haben!“

Dieser Vorstoß schien der Alten über alle Maßen zu imponieren; also machten wir uns loslich auf dem Weg.

Auf mein Klingelzeichen öffnete zufällig die Wirtin selber. Raum jedoch war sie unter recht ansichtig geworden, als sie uns mit einem denartigen Vorwurf, Geleis und Gebrüll überschüttete, als solle an diesem Nachmittage noch die ganze Mark Brandenburg des gleichen Geschehnisses teilhaftig werden.

„Mein Gott — warum brüllt sie denn so hysterisch?“ fragte ich meine Bealbeiterin, die unter der Einwirkung des Brüllens seltsamweise förmlich aufzubringen schien und sogar lotet an dem amnestigen, verblühten Haarputz herumfingerte, den sie an ihre Glase anspiekt tra.

„Sie sagen...“ sie nicht erlauben kann, Damen auf Zimmer bringen. Sie sagen das sehr, sehr unangenehm, aber ihr Haus gutes, solides Haus, wo man kann nicht mit Damen...“

„Ja, zum Teufel was für Damen denn?! Habe ich etwa welche hergebracht?“

„Sie das sagen von — mir“, lüchelte die abnloje Alte, bösig gekümmelt. „Ich sein — Dame...“

Und, voller Entzücken über diese (wenn auch reichlich späte) Anerkennung ihrer weiblichen und geschlechtlichen Vorläue die rasche Wirksamkeit anscheinend, jastalen Wirsenstok, der in mir dabei einen unangenehmen, jastalen Wirsenstok, der in den Augen Wirtin eingeweicht, womöglich wirklich den Eindruck machen konnte, als beständen vor mir was für vertrauliche Beziehungen zwischen uns.

Ich trat in die Küche, holte ein Zwaimarkstück hervor und steckte es ihr in die Hand.

„Hier — dankte für Ihre Dienste,“ sagte ich, blak vor Born. „Aber nun können sie sich gefälligst zum Teufel!...“

Ich wandte mich um.

Im Tür Rahmen stand noch immer die so schön verstaumte Wirtin.

Ihre Miene drückte tiefstes aufrichtiges Mitleid aus mit einem Menschen, der (unter ihren Augen) der Liebe so schwere Opfer gebracht hat, um schließlich dennoch darauf zu verzichten zu müssen, ihre letzten, geheimsten Wonne zu genießen.

Das Wassertropfen

Von Helene Wagner, Bruchsal

Den ganzen Tag hatte es geregnet, bis zum Abend. Da war ein frischer Wind gekommen, hatte Straßen und Dächer abgekühlt, hatte die nassen Häuserfassaden wieder getrocknet und ihnen am alten Aussehen verholben.

Als die Nacht herankam und die elektrischen Lampen allmählich aufkamen, hing da am stierlichen Ornamenten des vielverschiedenen eisernen Balkons ein Wassertropfen. Einmal, im letzten Winde bebähtig schaukelnd.

Es wurde das schöne Licht gepackt, das von der nahen Bogenlampe herüberfiel. Und die Luft überlam es sich mit dem goldenen Scheine zu schmücken, solett wogte es sich hin und her, nahm den schillernden Glanz in sich auf. Es leuchtete es gelb, wie ein mattfarbener Topas, dann blühte das sarte Grün des Smaragdes durch es hin. Das tiefe Blau des Lapislazuli lag in ihm wie die Himmelshäue im klaren See.

Dann aber durchglühte es das feurige Dunkel des allerjüngsten Rubin. In dessen blutrotem Leuchten gelbte es sich am besten. Es bewachte sich ein Weilschen nicht mehr. Wie still und regungslos wie ein hängendes Blutstropfen.

Doch mit einmal fürzte ein heftiger Aufzug über das Tröpfchen her. Schüttelte es, daß es seine Ruhe verlor und wieder alle Farbentöne in sitrigem Glitzern in sich spielen ließ. Ihm dachte, es sei der größte und kostbarste Diamant der Welt. Sowie Feuer ausde durch es hin!

Und war doch nur ein armseliges Wassertropfen!

Mitten ins Strahlende Dunkel tauchte plötzlich der milchleuchtige Bind mit einem so herben Stoß, daß das Tröpfchen erschrocken zusammenfuhr, seinen Halt verlor und aus höchstem Glanz hinabstürzte in die dunkle Tiefe.

Nun lag die Nacht wieder dicker, trauriger und nur matt durchschleut auf dem vielverschiedenen eisernen Balken mit dem stierlichen Ornamenten, an dem ein winziges Wassertropfen in Stolz und Freude ein kurzes traumhaftes Glück erlebt hatte.

Aus Welt und Wissen

Gibt es Menschen auf anderen Planeten? Da viele Leute immer wieder an die Möglichkeit des Daseins von Menschen auf anderen Planeten glauben, dürfte es interessant sein, zu erfahren, was Dr. Decker in dem neuesten Kosmosbändchen „Planeten und Menschen“ (Kosmos, Stuttgart, geb. 1.50 M geb. 2.40 M) darüber sagt. Wenn wir, schreibt er, unseren Blick abschärft haben für die Voraussetzungen und Möglichkeiten des Lebens überhaupt, wagen wir uns zuversichtlicher an die große Frage, ob auf fremden Himmelskörpern vernunftbehaftete Wesen leben, die gleich uns sich emporschieben haben aus der Welt des Lebendigen. Vielleicht tragen schon unsere nächsten Planeten, die Schiffsalgenen der Erde, die mit erdornem Licht so kräftig strahlend ihre Himmelsbahn ziehen, ihre Bewohner? Menschen gleich uns, von Fleisch und Blut, anderer Weisens und anderer Aussehens? Solche Menschen gibt es dort sicher nicht! Nirgendes! Denn der Mensch ist ein Kind der Erde. Sollte sich noch ein Planet finden, der zufällig dieselbe Größe, Masse, Dichte hat wie unsere Erde? Dieselbe Sonne in derselben Entfernung, dieselbe Erdbahn um die Sonne mit derselben Länge von Tag und Nacht und Jahr und denselben Wechsel der Jahreszeiten? Ein Planet, auf dem unter tausend Entwicklungsmöglichkeiten das Leben denselben Gang der Entwicklung genommen, aus dem ein einziger enger Weg in Jahrmillionen durch ganz besonders glückliche Zufälle zum Menschen geführt hätte? Es müßte jener edelsterne Stern nicht nur ein fotografisches Abbild, er müßte dieselbe bildgetreue kinematographische Wiederholung unserer Erde sein, ohne die Freiheit geringster Abweichung.

Wie unter Milliarden Menschen es noch nie zwei gegeben, die sich völlig, äußerlich und in ihrer Lebensführung gleichen, so unter den Millionen von weiterem Himmelskörpern, die nicht durch trendwellige Bildungsstadien miteinander verbunden sind, ganz gewiß nicht. Damit müßen wir einen „Menschen“ auf anderen Planeten endgültig begeben.

Warum sind die Nezer braun? In früheren Jahrhunderten glaubte man, daß das Innere Afrikas unbewohnbar sei. Dieser Erdteil sei ganz ausgebrannt und ausgekocht. Die braune Hautfarbe der Nezer, die man für Randbewohner